



Kritiker meinen, der emeritierte Papst Benedikt XVI. wende sich vom Judentum ab.

GREGORIO BORGIA / AP

Ein Wegbereiter des Antisemitismus?

Benedikt XVI. wird vorgeworfen, den Dialog mit den Juden zu torpedieren – die Kritik ist nicht stichhaltig

JAN-HEINERTÜCK

Ein anschwellender Chor der Kritik richtet sich in diesen Tagen gegen Benedikt XVI. Der emeritierte Papst hat in einem Beitrag für die Zeitschrift «Communio» zwei Grundüberzeugungen des jüdisch-christlichen Dialogs problematisiert, nicht um sie aufzukündigen, sondern um ein theologisch differenziertes Bild zu gewinnen. Ratzingers Reflexionen nehmen auf das Dokument der päpstlichen Kommission für die besonderen Beziehungen zum Judentum von 2015 Bezug, das die Aufgabe formulierte, das Nein zur Substitutionslehre und das Ja zur Rede vom ungekündigten Bund theologisch weiter zu bedenken.

Der Text, der keine lehramtliche Autorität beanspruchen kann, aber aus kirchenpolitischen Gründen erhöhte Aufmerksamkeit gefunden hat, ist so stark wie die Argumente, die er bringt. Aus der polyfonen Kritik an dem Text ragt der Vorwurf heraus, Benedikt bereite einer neuen Form des Antisemitismus den Weg. Er entspricht dem medialen Interesse, Dissonanzen zu verstärken – ist er aber auch stichhaltig?

Bekannt ist, dass Kirche und Synagoge mit dem Alten Testament ein gemeinsames Erbe bewahren. Der Streit darum hat schon bei den Kirchenvätern antijüdische Stereotype freigesetzt, die das Verhalten von Christen jahrhundertlang prägten. Im Mittelalter gab es Ghettoisierung, soziale Stigmatisierung und immer wieder Pogrome. Der kirchliche Antijudaismus ist religiös motiviert. Er ist von Spielarten des modernen Antisemitismus zu unterscheiden, der von Anfang an rassistische Züge trug und in der NS-Ideologie eliminatorische Ausmaße angenommen hat.

Anerkennt man diese Unterscheidung, ohne in Abrede zu stellen, dass der kirchliche Antijudaismus den Widerstand gegen Hitler massiv geschwächt hat, dann ist der Vorwurf einer Wegbereitung zum Antisemitismus haltlos. Nirgends sind bei Ratzinger rassistische Diskursuren zu entdecken. Wie auch? Benedikt XVI. hat 2006 in Auschwitz den Antisemitismus als eine perfide Form des Antisemitismus verurteilt. Die Shoah sei der Versuch gewesen, mit den Juden die lebendigen Träger des Gottesgedächtnisses und der mosaïschen Ethik

auszulöschen. Die Judenvernichtung sei letztlich ein Attentat auf Gott.

Antisemitismus kann man Ratzinger also nicht vorwerfen. Bleibt der Verdacht des Antijudaismus. Wenn seine Relativierung der Rede vom ungekündigten Bund so weit geht, dass sie deren «Aushöhlung» gleichkommt, wie Christian Rutishauser bemängelt hat (NZZ 8. 7. 18), dann ist damit implizit das Antijudaismus-Problem aufgeworfen. Unbestritten ist die Rede vom nie gekündigten Bund, die Martin Buber 1933 erstmals geprägt und die Johannes Paul II. 1980 zustimmend aufgegriffen hat, zu einer Wegmarke im jüdisch-christlichen Dialog geworden. Sie hat als offizielle Sprachregelung Eingang in den Katechismus der katholischen Kirche gefunden. Kann man sie heute problematisieren, ohne den Dialog zurückzuwerfen?

Festhalten am Alten Testament

Diese Frage steht nun im Raum. Schon der Titel des Beitrags «Gnade und Berufung ohne Reue» zeigt allerdings, dass Benedikt die Treue Gottes zu Israel nicht infrage stellt. Er erinnert daran, dass «kündigen» kein Wort der biblischen Sprache ist und die Schrift vom Bund im Plural redet. Mit dem Hinweis auf die Vielgestaltigkeit und die heilsgeschichtliche Dynamik der Bundesordnungen im Alten Testament schliesst Benedikt an theologische Stimmen an, die – wie der renommierte Exeget Norbert Lohfink – die Rede vom nie gekündigten Bund genauer untersucht haben.

Er hebt das Judentum als Besitzer der Heiligen Schrift von den anderen Religionen ab, es bleibt aber undeutlich, worin die positive Würde des nachbiblischen Judentums bestehen soll. Dafür unterstreicht er mit Paulus, dass «ganz Israel gerettet» wird, was der These einer Verwerfung der «treulosen Juden» den Boden entzieht. Zugleich bekräftigt Ratzinger, dass die Dynamik der Heilsgeschichte auf den Neuen Bund in Jesus Christus zuläuft. Die Christologie ist der heikle Punkt. Wie kann man deren Bedeutung unverkürzt hervorheben, ohne die theologische Würde des nachbiblischen Judentums zu relativieren?

In seinem Jesus-Buch («Jesus von Nazareth», Herder-Verlag) hat Benedikt genau dies versucht. Hier billigt er dem

Rabbiner Jacob Neusner zu, dass ein Jude aus Treue zur Tora sein Nein zu Jesus spricht, so wie er selbst umgekehrt dafür wirbt, dass Christen in Jesus das Wort Gottes in Person erkennen. Papst und Rabbiner sind sich einig darin, in der Christologie nicht einig zu sein. Das unterscheidet sie von Akteuren im jüdisch-christlichen Dialog, die die Christologie für die heimliche Speerspitze des Antijudaismus zu halten scheinen.

Weiter warnt Ratzinger in der «Communio» erneut davor, das Alte Testament in seiner theologischen Bedeutung für das Neue herunterzuspielen. Wie aktuell diese Warnung ist, hat der anstössige Vorschlag des Berliner Theologen Notger Slenczka gezeigt, das Alte Testament aus dem christlichen Kanon herauszunehmen und lediglich als religionshistorische Vorstufe des Christentums weiter zu tradieren. Ratzinger aber versteht das rabbinische Judentum und das sich formierende Christentum als zwei Gemeinschaften, die nach der Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. um eine neue Lesart des Alten Testaments ringen. Mischna und Talmud sind für die Juden, was für die Christen das Neue Testament ist. Die beiden Lesarten, so sagt er im Jesus-Buch, konkurrieren, können sich aber auch wechselseitig bereichern.

Positive Resonanz hat das Jesus-Buch durch die orthodoxen Rabbiner gefunden, die in ihrem Dokument «Zwischen Jerusalem und Rom» von 2017 die sensible Interpretation der Passion würdigen. Dort korrigiert Benedikt eine antijudaistische Lesart des Rufes «Sein Blut komme über uns und unsere Kinder» (Mt 27,25). Dieser Ruf wurde oft als kollektive Selbstbezeichnung gedeutet und als biblische Legitimation für Gewalt gegen Juden herangezogen. Ratzinger entschärft das semantische Dynamit, indem er klarstellt, das Blut des Gekreuzigten rufe nicht nach Rache, da es aus Liebe «für alle vergossen» worden sei.

Kommunikationsspannen

Gewiss, Benedikts Versuch, die Piusbruderschaft in die volle Gemeinschaft der Kirche zurückzuführen, hat das Gespräch mit dem Judentum wiederholt belastet. Unter den vier traditionalistischen Bischöfen, deren Exkommunikation Benedikt 2009 zurückgenommen hat, war ein notorischer Holocaustleugner.

Der Vorgang, der auf kuriale Kommunikationsspannen zurückging, bildete zweifellos den Tiefpunkt des Pontifikats.

Da Antijudaismus in der Piusbruderschaft bis heute salonfähig ist, hat der deutsche Papst bei der Wiederzulassung der tridentinischen Messe den Traditionalisten verwehrt, die Fürbitte für «die treulosen Juden» weiter zu verwenden. Die Revision hatte die Absicht, die verletzende Rede von den «perfidii Iudaei» zu eliminieren, nicht, sie wieder einzuführen. In ihr kommt der christliche Glaube zum Ausdruck, dass Christus der Retter aller, also auch der Juden, ist, es wird aber Gott anheimgestellt, wann und wie diese zur Anerkennung Christi gelangen. Die Bitte ist daher nicht als verkappter Aufruf zur Judenmission zu lesen.

Wichtiger aber ist, dass Benedikt in der «Communio» den Einspruch der Juden ernst nimmt, dass die Welt noch unerlöst sei und Jesus daher nicht der erwartete Messias sein könne. Den Verheissungsüberschuss, der in der prophetischen Ankündigung eines universalen Reiches des Friedens liegt, könnte man mit Ratzinger über ihn hinausgehend stark machen. Die Semantik der Endgültigkeit, die seinen Text durchzieht, würde dann vorsichtig aufgebrochen auf ein grösseres Kommandes hin: die Vollendung. In der Betonung dieses Überschusses läge ein Korrektiv gegen jede triumphalistische Erfüllungschristologie. Das liesse sich für die weitere Verständigung fruchtbar machen.

In einer Ökumene der Erwartung könnten Juden und Christen gemeinsam daran erinnern, dass die Welt aus sich heraus nicht vollendbar ist. Sie könnten als Zeugen des Glaubens an den einen Gott die Ethik des Dekalogs präsent halten und Allianzen für den Frieden bilden. Die Streitfrage der Christologie aber wäre eschatologisch offenzulassen, ja sie müsste von Juden wie Christen ohne Polemik ausgehalten werden. «Jesus war Jude und ist es geblieben», hat Benedikt XVI. einmal geschrieben. Was, wenn der Jude Jesus, dessen Gegenwart Christen erhoffen, zugleich der Messias wäre, den gläubige Juden erwarten?

Jan-Heiner Tück ist Professor am Institut für Systematische Theologie der Universität Wien und Schriftleiter der Zeitschrift «Communio».

71. LOCARNO FESTIVAL

Der Finger in der Wunde

Ein chinesischer Regisseur thematisiert die Folgen der Zensur

SUSANNE OSTWALD, LOCARNO

Die Situation eines von Zensur und politischer Gängelung bedrohten Filmschaffens zu thematisieren, ist bis anhin in China kein Thema gewesen. Lange waren viele chinesische Filme, die an Festivals gezeigt wurden, verkappte Propagandawerke mit nur vermeintlich kritischer Haltung. So wollte sich das autoritäre Regime stets als offen gerieren – während die einem internationalen Publikum gezeigten Filme kaum jemals im Reich der Mitte zu sehen waren, jedenfalls nicht unzensiert.

Jetzt aber gibt es einen Film, der, ob schon fiktionalisiert, eine Realität im Reich der Mitte abbildet, wie man sie im Westen noch nicht präsentiert bekam. Es ist dem Locarno Festival hoch anzurechnen, dass es ein Fenster öffnet zum Alltag chinesischer Filmschaffender, die ins Exil gezwungen werden.

Schwieriges Familientreffen

Was das konkret bedeutet, sowohl im Hinblick auf die künstlerische Arbeit, das politische Engagement und das Private, davon erzählt der Spielfilm «A Family Tour» des 1977 in Schanghai geborenen Regisseurs Ying Liang. Er bewirbt sich damit um den Goldenen Leoparden und verhilft dem diesjährigen Wettbewerb zu einem sehr gelungenen Auftakt, nachdem im letzten Jahr der hochproblematische chinesische Dokumentarfilm «Mrs. Fang» über das Sterben einer Alzheimerkranken den Hauptpreis in Locarno gewonnen hatte.

Der im Titel benannte Familienausflug ist eine schwierige Angelegenheit. Die junge Filmemacherin Yang Shu (Nai An) aus der Provinz Sichuan lebt seit fünf Jahren im Hongkonger Exil, wohin sie flüchten musste nach ihrer Weigerung, einen regierungskritischen Film zurückzuziehen. Sie entstammt einer Familie von Dissidenten und thematisiert in ihrem Werk die Erschliessung des Vaters beim Tiananmen-Massaker im Jahr 1989. Ihre persönliche Situation ist prekär: Zwar hat sie sich in Hongkong ein kleines Familienglück geschaffen, doch ihre kranke Mutter lebt noch in der alten Heimat, drangsaliert von den Behörden. Um sie sehen zu können, verabredet Yang Shu ein getarntes Treffen in Taiwan. Der um Autarkie ringende Inselstaat bietet einen halbwegs sicheren Schutzraum für die Zusammenführung der Familie – sofern man sich nicht als solche zu erkennen gibt und immer in getrennten Fahrzeugen reist.

Kein Blatt vor dem Mund

Ying Liang ist kein gänzlich Unbekannter und war mit seinen früheren Filmen «Taking Father Home» (2005) und «The Other Half» (2006) bereits an internationalen Festivals zu Gast. Es überrascht nicht, dass sich der Regisseur bedeckt darüber hält, inwieweit sein jüngster Film, eine Koproduktion von Taiwan, Singapur, Hongkong und Malaysia, auf eigenen Erfahrungen fusst. Entscheidend ist, dass er den Finger in die Wunde legt und ohne Zurückhaltung eine Situation beschreibt, die so oder ähnlich wohl der Realität vieler chinesischer Filmschaffender entspricht.

Angesichts der stillen, aber wuchtigen Dramatik des Films imponiert seine unaufgeregte Machart, die Weise, wie er nicht die Opferhaltung einnimmt und doch die Entsagung thematisiert. In langsamen, einfühlsamen Tableaus und spärlichen, aber berechneten Dialogen entwickelt sich die Geschichte, um sich nach und nach zum Gesamtbild einer politischen und persönlichen Tragödie zu weiten. Nur manchmal bedient sich der Regisseur etwas offensichtlich dramaturgischer Kunstgriffe, um sein Publikum zu informieren – Tonbandaufnahmen etwa oder Gespräche, die etwas ungenau wirken in ihrem Bemühen, Erklärungen zu liefern. Eines aber macht Ying Liang auf keinen Fall: ein Blatt vor den Mund nehmen.